



Abend:

Zeitung.

76.

Donnerstag, am 29. März 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Bedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Heil.)

Gedichte von Adolph Wolff.

Abends am Meere.

Die Klüthenbüsch' in blaue Kluth gebogen,
Gewiegt vom Winde, plätschern leis' im Meere.
Die Sonn' entsinkt — der Möven munt're Heere
Entfliegen schrillernd blauen — lauen Wogen.

Im Schiff sind weiße Segel aufgezo-gen,
Am Steuer steh' ich, sinnend, wie ich's lehre,
Der Bootsmann spottet, giebt mir gute Lehre,
Und flugs nun ist an's Land der Kahn geflogen.

Ein Nachthauch heilt des Kranken Hauptes Schwere,
Der Mond strahlt hell vom hohen Himmelsbogen,
Die See schwillt auf, daß sie der Strahl verkläre.

Was rauscht und ruft mir winkend aus den Wogen?
Nicht weiß ich, wie ich meiner Wehmuth wehre.
Mich minnt die Jungfrau — meint ihr mich betrogen?

L i e b e.

Darf durstig meiner Sonne Strahl ich saugen,
Von leisem Hauche wird mein Schiff gelenket.
Sah sie mich an mit ihren blauen Augen;
In blaue Kluthen hab' ich mich versenket.
Mein Leben niemals hätt' ich da verloren!
So selig sank ich in des Abgrunds Tiefe.
Nach langem Tod ward neu ich nun geboren?
Ach! war mir's doch, als ob ihr Mund mich rief! —

K i n d e s s i n n.

Von Frühlingslüften umlispett,
Ich denke der Kindeszeit.
Von Seufzern und allen Sorgen
Ist meine Brust befreit.

Und hab' in den blauen Himmel
Viel Stunden ich schon geschaut,
Nun liegen vom lauen Abend
Die Felder überthaut.

Nicht haben mir meine Blumen
Den süßen Duft verwehrt.
Mir haben so traut sich die Röslein
Süßschmeichelnd zugekehrt.

An Alles mahnen die Vögel,
Was einst ich gehofft und geglaubt.
Die traulichen Säng' umflattern
Mein lockigt Kindeshaupt.

Nun hinter den weißen Blüthen,
Wie tönt ihr Lied so lind:
„So bleibe du all dein Leben
O Mensch, ein gutes Kind!“

R u f.

Süßlispelnd spielt in den Rosen
Der leise Abendwind,
Es hat mir am Herzen gelegen
Mein süßes, liebes Kind.

Wohl floß ihr über die Schultern
Ihr güldnes Lockenhaar,
Es spiegelten sich die Blümlein
In ihren Augen so klar.

Süßkosend mit weißen Händchen,
Da mir auf dem Schooße sie saß,
Was Wunder — daß so in dem Traume
Den Kuß ich gar vergaß!

Hell leuchtete ihr vom Haupte
Der gelben Krone Gold.
Es glühten ihr von den Wangen
Zwei Röslein wunderhold.

Nun legt', auf's Knie gesunken,
Mein Haupt in den Schooß ich ihr hin.
Es raubte den Kuß wohl selber
Die stolze Königin.

T o b .

Wollt' ich meine Brust erschließen,
Säht wohl Lust und Leiden viel!
Will mein Lebensstrom verfließen,
Zeigt mein Grab das nahe Ziel.

Dein Geheimniß ich erkunde,
Ferner Zukunft düstre Zeit!
Ob ich sieg' — ob mich verwunde
Dieses Lebens heißer Streit?

Mag mein Schwert vom Blute triesen,
Ist das Lügnerheer entflohn,
Find' ich wohl in Grabestiefen
Meinen besten Siegeslohn.

Von des Todes Arm umfassen,
Ob die lange Nacht mir droht,
Glüht doch schon auf bleichen Wangen
Schön'ren Lebens Morgenroth.

D i e E p a v e n .

(Fortsetzung aus Nr. 74.)

Von diesem Tage an ließen die beiden Damen sich von Donatien auf allen ihren Spaziergängen begleiten. Gewöhnlich begegneten sie ihm jenseits der Esplanade, und er brachte sie nach langem Umherschweifen oft spät Abends bis an den Eingang der Wohnung, deren Schwelle er nie überschritt. Diese neue Lebensweise schien außerordentlich auf die junge Frau eingewirkt zu haben. Sie empfand abwechselnd Anfälle von Ermattung und Erregung, von Traurigkeit und Freude, welche ihren ehemaligen Launen nicht mehr ähnlich sahen. Cäcilie war oft nachdenkend, aber ihr heitrer Blick zeigte keine schmerzliche Stimmung an. So verfloß nun das Leben schön, frisch, voll Zauber und Aufregung für die beiden Damen. Sie liebten zum erstenmale. Dieses Geheimniß ihrer Herzen allein war es, was sie sorgfältig verbargen; keine verrieth die andre und sie gaben sich so ohne Vorschau und Vorwurf diesem innern Glücke hin.

Frau de la Rebellière begriff endlich was ihrem Leben bisher gefehlt hatte und erkannte weit eher als Cäcilie, daß das, was sie empfinde, Liebe sey, mächtige, unwiderstehliche Liebe. Aber ein Gefühl unbezähmbaren Stolzes hielt sie von jeder Aeußerung dieser Leidenschaften zu-

rück. Sie liebte um des Glücks willen zu lieben; sie redete es sich ein, daß das, was auf diese Art zwischen ihr und einem Dritten während dieser Tage und ganzer Nächte, wo sie weinte und seufzte und leis Donatiens Namen nannte, vorgehe, kein Fehltritt sey.

Cäcilie, minder unterrichtet, überließ sich in der Unschuld ihres Herzens dem süßesten Gefühle, das sie noch je empfunden. Es war zugleich Bärtlichkeit, Bewunderung und trauriges Mitleid, denn sie hatte besser als Frau de la Rebellière verstanden, daß Donatien nicht glücklich sey. Uebrigens beunruhigten diese Kastenvorurtheile, welche manchmal in der Rede der stolzen Creolin eine geheime Scham, eine Art von Schauer hervorriefen, dieses junge, in Frankreich erzogene Mädchen wenig. Sie begriff diese subtilen Unterschiede nicht, die aus einem fast weisen Manne einen Neeger machen. Ihre Augen sahen nur noch entschiedene Farben, und die Nuancen kümmer-ten sie nicht.

So gab es zwischen diesen drei Personen gleichsam ein stillschweigendes Einverständnis, jeden Tag sich zu treffen. Welche süßen, schnell vorüberfliegenden Stunden verlebten sie nicht in dieser wilden Gegend, wo jeder Schritt eine neue Entdeckung herbeiführte! Bald war es eine prachtvolle Lilie die am Ufer eines Wassersturzes blühte, bald ein Nest mit seltenen Vögeln oder eine unbekannte Frucht. Oft weilten sie unter den blühenden Citronenbäumen um welche her glänzende Colibri's flatterten, und Donatien erzählte etwas, das er in seinen Büchern gelesen, oder von seinen Reisen jenseit des Meeres. Dann war er glücklich. Sein Blick ruhte mild auf den Zügen der beiden aufmerksamen und entzückten Frauen. Wenn aber auch sein Herz schon für eine derselben schlug, wenn er auch den unwiderstehlichen Einfluß jener von Liebe geschwängerten Atmosphäre empfand, so wußte er doch seine feurigen Gefühle, seine Erregungen eines bitter-süßen, brennenden, des Neids wie des Mitleids werthen Glücks, hinreichend zu zügeln. Nie aber bei diesen langen Gesprächen, wo er gern von seiner ersten Jugend, seinen weiten Reisen, seinem Aufenthalte in Frankreich erzählte, sprach er von seiner Herkunft oder Kindheit. Bloß dieß hatte er gesagt, daß er in Martinique geboren.

Zwei Monate waren verfloßen und Frau de la Rebellière sprach noch nicht davon die heißen Quellen zu verlassen, und selbst ihr Mann schien ihren Aufenthalt in dieser Einöde gern zu begünstigen. So hatte er ihr sogleich aus Fort Royal geschrieben, daß er 3 Wochen bei seinem Cousin dem Gouverneur zubringen werde, dann hatte ein Brief aus La Rebellière der jungen Frau die Nachricht gebracht, daß einige junge Marine-Offiziere

für den Augenblick seine Gäste seyen, er sie aber davon entbinde zurückzukehren und die gute Wirthin zu machen. Bei jeder andern Gelegenheit würde Frau de la Rebellière nicht so leicht sich dem gefügt haben, diesmal aber antwortete sie gehorsamst, daß es ihr an den heißen Quellen sehr wohl gehe, und es ihr sehr lieb sey, dort bleiben zu können, so lange Fremde bei ihm wären. Von da an schien es als ob sie gar nicht wieder abreisen solle: sie machte Anstalten und faßte Pläne wie für lebenslang, und weder Cäcilie noch Donatien schienen zu bemerken, daß dieß doch vielleicht sehr bald enden müsse.

Denn allerdings langte Herr de la Rebellière eines Abends an. Seine Frau und Cäcilie kamen eben nach Hause. Beide erblickten als sie ihn sahen. Er war um so gefälliger und freundlicher Laune je mehr er auf große Vorwürfe sich gefaßt gemacht hatte. — Theuerste Freundin, sagte er; wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie es sich hier haben gefallen lassen während ich auf La Rebellière die jungen Ungethüme beherbergte. Solche Bekanntschaften sind ganz unpassend für eine junge Frau wie Sie, und ich bin entzückt darüber, daß Sie das auch so angesehen haben. Es mußte ein solcher sehr wichtiger Grund seyn, der mich so lange aus Ihrer Gegenwart verbannen konnte, meine theure Eleonore! Aber endlich bin ich hier! Nun, wie haben Sie hier in dieser Einöde gelebt?

— Sehr ruhig und zufrieden, antwortete Frau de la Rebellière mit schwacher Stimme und dem Tode im Herzen.

— Nun, so können wir übers Jahr wieder hieher kommen, wenn es Ihnen so recht. Wer weiß aber, ob dann mein schönes Bündel uns begleiten wird. Die Zeit ihrer Volljährigkeit naht sich, und dann verliere ich mein Recht als Vormund. Verzeihen Sie, theure Cäcilie, daß ich Sie noch nicht gefragt habe, wie Sie sich befinden; aber ich war vor Freude ganz außer mir, Frau de la Rebellière so schön, so gut, so freundlich wieder zu finden. Wissen Sie auch, daß ich auf einen ganz andern Empfang gefaßt war?

— Da sehen Sie, wie Sie sich manchmal irren, sagte Frau de la Rebellière mit erzwungenem Lächeln.

— Aber ich werde Ihre Gefälligkeit durchaus nicht mißbrauchen; Sie sollen nicht mehr länger hier in der Verbannung bleiben. Uebermorgen reisen wir ab.

— Sie erwarten also keinen Besuch mehr in La Rebellière?

— Nein, dem Himmel sey Dank, das ist vorbei!

— Um so schlimmer. Ich wäre recht gern hier noch einige Zeit geblieben. Die frische Lust dieser Berge

thut mir recht wohl. Ich gefalle mir in dieser Einsamkeit.

— Wenn Sie darauf bestehen, so bin ich im Stande mich hier 14 Tage bis drei Wochen mit Ihnen lebendig zu begraben. Die Gegend ist sehr schön, da können wir recht weite Spaziergänge machen.

— Nein, nein, mein Herr! wir müssen fort! rief Frau de la Rebellière der jedes Wort ihres Mannes einen Dolchstich ins Herz gab.

Cäcilie stand unbeweglich da, und Thränen, die sie nur mit Mühe zurückhielt, quollen unter ihren Wimpern hervor. Niemand bemerkte jedoch ihren Kummer. Dieser furchtbare Zwang dauerte während des ganzen Abendessens, nach welchem Herr de la Rebellière einen Augenblick hinausging!

— Beste Cäcilie, rief jetzt eiligst die junge Frau; es wäre unnütz meinem Manne zu erzählen, daß wir eine Nacht in Donatien's Hause zugebracht, und ihn seitdem oft gesehen haben. Herr de la Rebellière könnte es nicht passend finden, und ihm eine Unannehmlichkeit machen. O wenn Sie wüßten, was so ein Rasten-Vorurtheil bewirkt!

— Wenn es ihm aber nun jemand von unsern Sklaven sagt?

— Ich werde ihnen zu schweigen befehlen. Seyen Sie ganz ruhig, sie werden gehorchen. Ach! meine theure Cäcilie! geschehen ist es nun um das Glück das ich hier gefunden hatte. Ich kehre unter mein Joch zurück! O, wenn Sie wüßten was es für eine Qual ist, mit Herrn de la Rebellière zu leben!

Jetzt fing sie bitterlichst an zu weinen, und Cäcilie deren Thränen auch endlich überströmten warf sich ihr schluchzend in die Arme. So hatten beide einen Vorwand für diesen Ausbruch des Schmerzes und täuschten einander beide, indem sie aufhörten sich Gewalt anzuthun. Uebrigens lag in ihrer Art zu lieben ein zu großer Unterschied, als daß sie sich so leicht hätten errathen können. Als Herr de la Rebellière wieder hereinkam bemerkte er sogleich daß seine Frau geweint habe. Er hütete sich, sie deshalb zu befragen, aber vielfacher, peiniger Verdacht stieg deshalb dennoch in ihm auf. Mitten in der abgebrochenen, leeren Unterhaltung, welche alle Drei sich nun jetzt zwingen zu führen, sagte er plötzlich indem er Cäcilien ins Gesicht blickte: — Hat Sie denn aber während dieser langen Zeit gar niemand besucht?

— Niemand, antwortete sie mit etwas sophistischer Offenheit. Glücklicherweise war die Frage so gestellt gewesen, daß die Antwort buchstäblich wahr blieb.

(Fortsetzung folgt in Nr. 78.)

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Paris.

Anfang März 1838.

Wie romantisch klingt das Wort „Carneval“ in ein norddeutsches Ohr! Der St. Markusplatz mit seiner alt-herrlichen Pracht, bedeckt mit einem lärmenden Gewimmel glänzender und phantastischer Masken, wiederhallend von frohem Gelächter, sprudelndem Witz und scherzendem Muthwillen, das war der Vordergrund des Phantastiebildes, welches ich mir ehemals vom Carneval machte. Und weiterhin, halb versteckt im lüsternden Halbdunkel, die stolzen Gestalten der Töchter einer tausendjährigen Aristokratie, schön und feurig und lieblich zugleich! Welche lockenden Mysterien der Intrigue, welche blizenden Augen, welche Energie der Lust und der Leidenschaft, und über dem Allen schwebend gekreuzte Degenklingen und lauernde rächerische Dolche! Ich weiß nicht, ob dieß Carneval überhaupt noch existirt oder auch nur je irgendwo existirt hat, ich kann nur sagen, daß das Pariser Carneval beträchtlich gesetzter, nüchterner, friedfertiger, wenn auch nicht eben tugendhafter ist, als das meiner Einbildung. Hunderttausend Menschen, die sich stumm und gelangweilt auf den Boulevards an einander vorüberdrängen, zwei endlose Reihen von Wagen, langsam vorwärts schleichend wie ein Leichenzug, eine schmutzige, bettelhafte Maske auf je Tausend der versammelten Zuschauer, das ist das Pariser Carneval, soweit es sich im Angesicht der Sonne zu zeigen wagt. Nachts und zwischen vier Wänden nimmt es allerdings eine andere Gestalt an, aber die Orgien, welche es dann feiert, und zumal der letzte Kraftstreich, mit welchem es endet, die berühmte descente de la Courtille lassen keine Beschreibung zu. Mit den Nationalitäten gehen auch die Volksfeste ihrem Untergange entgegen. Ein Volk, welches sich nicht mehr in seinen Eigenthümlichkeiten abspiegelt und erkennt, verliert sein Collectiv-Bewußtseyn, es kann sich nicht mehr seiner selbst freuen, es begreift sich nur noch mit dem Verstande, und es wird der Genüsse unfähig, welche ihm ehemals in festlichen Zeiten das Aufgehen seines eignen Gemüthes, die freie Ergießung seiner Laune, seiner Neigungen und selbst seiner Schmerzen gewährten. In den letzten Jahren der Restauration war das Carneval schon sehr heruntergekommen. Seit der Juliusrevolution erhielt es wieder einiges Leben, theils in Folge der allgemeinen Aufregung, welche durch sie in das Volk kam, theils weil politische Motive ihm eine thätige Begünstigung von oben herab eintrugen. Aber bereits seit einigen Jahren ist es wieder im sichtbaren Sinken begriffen und man kann mit Gewißheit voraussagen, daß es bald eins seiner Attribute nach dem andern verlieren, und in einem Menschenalter nur noch dem Namen nach bestehen wird. Die Maskenlust ist eigentlich jetzt schon von dem Programme seiner Vergnügungen verschwunden. Zwar sieht man hier und dort noch einige Masken, auf den Ballen ist die Zahl derselben sogar sehr groß, aber die Verkleidungen sind ohne Witz, ohne Satyre, mit einem Worte ohne Bedeutung. Niemand zieht mit den gewöhnlichen Kleidern den Alltagsmenschen aus, Niemand weiß sich in die angenommene Rolle hineinzufinden; Paillasse bleibt der calculirende Krämer aus Rue St. Martin und Jocrisse der steife und stumme Kanzlist oder Postoffiziant. Bis zum Versuch der Satyre versteigt sich die Maskerade fast nie mehr, und freilich ist auf diesem Felde die Collision mit der Polizei sehr zu befürchten. Auf dem letzten Musard'schen Balle erschien ein stattlicher Herr in gesticktem, königsblauem Kleide, weißseidnen Unterkleidern und Schuhen mit großen goldenen Schnallen; in der Hand führte er eine enorme Glocke, und einige Begleiter schrien ihm unaufhörlich zu: je demande

la parole, président! Der Präsident zog bald die allgemeine Aufmerksamkeit und auch das gefährliche Interesse der Stadtsergeanten auf sich, die ihn, ohne Rücksicht auf das parlamentarische Privilegium der Unverletzlichkeit, in ziemlich unceremoniöser Weise vor die Thür führten; man sagt sogar, daß er seinen Muthwillen im Violon habe büßen müssen. Ähnliches Schicksal hatte der weltberühmte Robert Macaire und sein Spießgeselle Bertrand, die, man weiß nicht, welchen Argwohn der Polizei rege gemacht. Eine solche Strenge der Aufsicht ist allerdings der Volkslust nicht förderlich, aber auch ohne sie würde das Carneval nicht mehr seyn und nie wieder werden, was es in frivolen aber unschuldigen Zeiten war.

Der „Caligula“ des Alexander Dumas hat endlich die Pariser Medisance so ziemlich erschöpft, und man hört wenig mehr von ihm reden. Die zwanzigste und letzte Vorstellung desselben hat der Kasse des Théâtre français einen baaren Verlust von 600 Fr. eingetragen, und wenn man außerdem weiß, daß für die mise en scène des Stückes 80,000 Fr. aufgewendet worden sind, so kann man nicht zweifeln, daß die finanziellen Resultate des Caligula seinem ästhetischen Werthe und seinem künstlerischen Erfolge vollkommen entsprochen haben. Alexander Dumas schreibt den Fall seines Stückes natürlich der Direction und der Truppe des Théâtre français zu, und er läßt namentlich der ersten sein Unglück entgelten. Zur großen Ergötzung des scandalsüchtigen Pariser Publikums las man neulich in mehreren Journalen folgenden Brief des Alexander Dumas an Bedel:

Mein lieber Herr!

„So lange wir in gutem Verhältnisse mit einander standen, habe ich als Journalist die Mißgriffe Ihrer Administration übersehen. Dieß war ein Fehler; es giebt keine Rücksicht, welche in solchem Falle verhindern dürfte, Wahrheiten zu sagen, die Allen nützlich sind. Ich habe Ihnen gesagt, daß wenn Ihre Irrthümer zu stark scheinen würden und ich entschlossen sey, sie anzugreifen, ich Sie davon benachrichtigen wolle. Ich halte mein Wort und lasse Sie hiermit wissen, daß ich von der nächsten Woche an eine Reihe von Briefen über das Odeon und das Théâtre français veröffentlichen werde.“

Die Drohung des entrüsteten Dichters ist bereits theilweise in Erfüllung gegangen. Ich entnehme einem gegen das Théâtre français gerichteten Feuilleton des Alexander Dumas folgende Stelle, die mir aus mehr als einem Grunde merkwürdig scheint: „Und jetzt wollen wir Herrn Bedel von einer Sache unterrichten, die er nicht weiß, und die er weder in den Vorzimmern der Minister noch auf den Bureau's der Civilliste erfahren wird, denn es ist eine Wahrheit, die leider in den Tuileries keinen Cours hat, nämlich: daß gegenwärtig Frankreich das literarischste Land der Welt ist, daß die fünf großen Mächte der Welt (les cinq grandes puissances du monde), Rußland, Deutschland, Italien, Spanien und England keinen dramatischen Dichter haben, den sie Casimir Delavigne, Victor Hugo und Scribe entgegensetzen können, daß das französische Theater die reiche, fruchtbare und süße Quelle ist, aus welcher die fremden Uebersetzer und Nachahmer unaufhörlich schöpfen, daß man nur uns spielt, da wo man ehemals Schiller, Alfieri, Calderon und Shakespeare spielte, daß unsere Werke in vierzehn Sprachen übersezt werden, daß die Worte unserer Personen vor hundert und zwanzig Millionen Menschen wiederholt werden, kurz daß Frankreich unter Louis Philipp I. eben so weit durch den Gedanken herrscht, als es unter Napoleon dem Großen durch das Schwert herrschte.“ Jetzt wissen wir doch, woran wir uns zu halten haben und woran sich Alexander Dumas hält.

(Fortsetzung folgt.)